

28] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Das Mädchen stieg herab und setzte sich auf einen Schemel. Sie zog das eine Knie bis unter das Kinn empor und kratzte sich müde am Fuß. Holme malte aus dem Gedächtnis weiter, fortwährend verbessernd und mit dem Lappen einen zu starken Wert vertönend.

— Gut, sagte er endlich, während er den Kopf auf die Seite gelegt, zurücktrat und über die Masse am Boden liegender, ausgedrückter Tuben wegtrampelte — Gut, alter Knabe, wie geht es?

— Zum Teufel geht's, antwortete Bendel.

Und er warf sich, so lang er war, auf einen verblichene, fleckigen Divan, der im Schatten einer Tür stand, und dessen orientalische Decke kein anderes Muster mehr aufwies als ein paar große Achete, ähnlich den Fußbodenplatten in einem öffentlichen Toilettekos.

In diesem Saal hatte er gehofft und unzählige farbenleuchtende Phantasien geträumt. Wie hatte ihm nicht das Herz geklopft, als Holme ihm mitteilte, daß er in den Klub aufgenommen sei und daß seine eingesandten vier Proben tauglich befunden worden wären. Oder als seine erste Zeichnung in Holmes Zeitung reproduziert wurde — bloß ein nach einer Photographie gezeichnetes Porträt; aber standen nicht in der rechten Ecke die Initialen H. und B. künstlermäßig hingeworfen? Und all die Sonntagvormittage, an denen sie Atmmodell in Tagesbeleuchtung hatten, und an denen er und Frank ausgemacht hatten, sie wollten nur vier Farben auf die Palette nehmen — schwarz, weiß, rot und gelb —, um sie besser beherrschen zu lernen! Und dann, wie ihm mehr und mehr die eigenen Mängel und Unbeholfenheiten zum Bewußtsein kamen, wie er sich selbst dabei ertappte, daß er wie ein Defektiv sein Gehirn bei ganz anderen Gedanken und Grübeleien überraschte, als was die Hand vor hatte. Und wie er trotzdem sich darauf versteifte, blindlings mit den technischen Schwierigkeiten zu ringen, mit allerhand Aufgaben zu kämpfen, immer aufs neue die widerwilligen Umrisse und Linien zu zeichnen. Je mehr Zeit verrann, desto mehr neue Vorspiegelungen fand er, um eine innere Unruhe zu über-täuben, die immer wacher auf das horchte, was er selber nicht hören wollte: Du taugst nicht! Er sah manche der Kameraden wie spielend kleine Meisterwerke in Farbe und Form hinwerfen. Und wenn er erbittert seine rechte Hand betrachtete, als hätte er sie am liebsten abgehauen, oder machtlos den Stift sinken ließ und die Augen schloß, die alles sahen und doch der Leinwand ihre Auffassung nicht mitteilen konnten, da dachte er an das Wort der Schrift vom Auge, das ausgerissen werden sollte, wenn es zum Aergernis war. Vor allem zwei Brüder waren es, deren Namen schon im ganzen Land bekannt war um ihrer eleganten Plakatentwürfe willen, die sein Staunen und seine Verzweiflung bildeten. Persönlich erschienen sie ihm nicht nur unbegabt, sondern oberflächlich bis zur Idiotie, Snobs und Laffen in Kleidung, Rede und Auftreten, ohne Interesse für irgend etwas anderes — nicht einmal Kunst —, als die Läden der Boulevards und den Verkehr in reichen Familien. Aber unter ihren raschen Fingern entstanden die entzückendsten Kunstwerke, schmetterlingsleicht und konfettimutwillig, ein Karneval von bunten Ideen, vor denen er wie vor einem Rätsel stand, und nicht begreifen konnte, woher sie stammten.

Bendel seufzte. Er war heute gekommen, um Holme geradeheraus zu fragen, ob er nicht meinte, es wäre das Beste, wenn er aus dem Kreis ausstiehe und nicht einem anderen den Platz versperrte. In einer Ecke sah er eine zerrissene Papierlaterne hängen. In ihre zerriebene Hülle bohrte er seinen Blick fest, als müsse er sich an irgend etwas anklammern, und wäre es nur ein Strohhalm; dann sagte er mit einer, trotz allen Bemühens seltsam schwebend klingenden Stimme:

— Du, Frank, sag mir mal ganz aufrichtig — ich bin mir ganz klar darüber, daß ich nie ein Künstler werde. Wäre es nicht am besten, wenn ich aus dem Klub austräte und meinen

Platz einem andern überlasse? Es sind ja so viele, die darum einkommen.

Es dauerte vielleicht eine halbe Minute, eh Holme antwortete. Aber diese dreißig Sekunden erschienen Bendel unendlich lang, und während er den Atem anhielt aus Furcht, seine Erregung zu verraten, hoffte er, als handelte es sich um ein Todesurteil, daß der Freund ihm widersprechen sollte. Jetzt hörte er Holme sagen:

— Wenn ich aufrichtig sein soll — ja! Ich glaube, es sind manche da, die Dein Hiersein unnötig finden.

Bendel wagte kein Wort zu sprechen. Das Blut stieg ihm in die Wangen, und mitten in der Brust verspürte er einen Schmerz, der brannte. Er hatte doch nicht geglaubt, daß die Antwort just so ausfallen würde. Er blickte stetig nach der Laterne, bis ihm zuletzt war, als drehe sie sich und nehme die Gestalt des scheußlichen Fisches drunten im Aquarium-laden an. Dann hörte er Frank wieder reden, langsam und klanglos:

— Meine Lungen sind ja auch kaputt — das weißt Du ja. Aber ich muß darum doppelt arbeiten. Was soll ich sonst anfangen? Es ist das Einzige, was mich aufrecht erhält. Nicht ums tägliche Brot — dazu reichen die Zeichnungen für die News. Aber wenn ich nicht malte, so wär's aus mit mir. Und so fühlst Du doch wohl nicht?

Gelge schwieg. Nein, so fühlte er es nicht; und das eben war das Fürchterliche. Wo war sein Platz? War er ein Ueberflüssiger? Das Mädchen war aufs neue auf den Tisch gekrochen und packte ihre Füße in die Kreidestriche ein. Gelge erhob sich stumm und schlich nach der Korridortür. Frank konnte er in diesen Tagen einmal in der Redaktion auffuchen. Dort drinnen standen noch ein paar von seinen Sachen — aber was tat's! Er würde nie mehr einen Pinsel in die Hand nehmen. Zum letztenmal überflog er das Atelier mit einem langen Blick, als würde er einen Vasso aus und ließe die Schlinge einfangen, was da war, zum Abschied und zur Erinnerung. All die unvollendeten Entwürfe und Versuche von nackten Körpern in Schwarz und Weiß und Farblich, die sich in den verschiedensten Stellungen wanden und bogen. Das Mädchen auf dem Modelltisch, das jetzt die hageren Arme ausstreckte, als wolle es fliegen, und dann regungslos stand wie eine Bildsäule. Und Holme, mit seiner hektischen Blut unter den Backenknochen, der wieder eifrig zu malen begann und sich abmühte, auf der Leinwand diesen unbeweglichen Flug wiederzugeben.

Die Tür fiel leise zu hinter Gelge.

Der Aufzug war gerade im dreizehnten Stockwerk oben. Jim grüßte mit einem Augenrollen und der Aufforderung:

— Immer vom Himmel hinunter in die Hölle, Herr! In jedem folgenden Stockwerk stieg ein Passagier in den Zug ein. Seltsame, schäbige Gestalten, bleich, mit matten oder merkwürdig glänzenden Augen. Als sie unten ankamen, war der Lift gedrängt voll.

Jim schrie:

— Chicago!

Nacheinander gingen sie hinaus, während Jimmy sich seine Zigarette ansteckte und sein Halstuch umband.

— Leben ist ein Kampf! sagte er und machte ein paar Tanzschritte.

Die zwei Gespensterläden waren geschlossen. Unter der Tür stand Tom. Zum erstenmal sah Gelge, daß sein Gesicht Ähnlichkeit hatte mit einem kummervollen Clowngesicht und daß er keine Augenbrauen hatte.

Wie große Insekten stiegen die Debevesen aus dem Bisterhaus unter van Burens Mauern dahin. Sie zerstreuten sich nach allen Himmelsrichtungen und verschwanden hinter steilen Steinwänden. Gelge hatte das Gefühl, als säße ein kleiner Mensch, ein Kind, in seiner Brusthöhle. Und dies Kind weinte bitterlich und unaufhaltsam, als wolle sein Herz brechen.

Er selber sagte in seinem gewohnten Ton:

— Gute Nacht, Tom.

Und der Maschinist erwiderte mit seiner toten Stimme:

— Nacht.

Darauf ging er in sein Kellerdunkel und Bendel stand einsam auf der Straße.

Dann verschwand auch er um die nächste Ecke. Der schwarze Lirrahnen des Hauses gähnte wie ein offenes Grab. Und aus der Tiefe des Ganges hörte man den alten Aufzug traurig stöhnen und senzen.

5.

Herr S. Tenney Ranch gestikuliert und grimassiert eifrig. Schwarzblau im Gesicht vor Anstrengung, mit großen Schweißtropfen auf der gelben Leichenstirn, wiederholte er immer aufs neue dieselben Agentenphrasen, während er in Albums, Karten und Plänen nachschlug und blätterte. Herr Swanson stetzte um ihn herum wie eine gackernde Henne und murmelte Erklärungen und Nebenbemerkungen, die ihm in seinen falschen Zähnen stecken blieben. Herr Roth lag, mit wohlwollendem Lächeln, halb über dem Pult, und ein paar fremde Herren, die bei ihm waren, stützten sich auf die Abteilungschränke und versuchten, interessiert auszufragen, indem sie die Brauen in die Höhe zogen und wieder senkten, während ihre Stöße ungeduldig gegen die Bügelsalte des Beinkleids und die ballonähnlichen Lackspitzen der Stiefel schlugen. Das Geschwätz des Agenten sprudelte wie eine Sodawasserquelle:

— Und sehen Sie, meine Herren, sehen Sie — hier haben wir vier Rauchsalons in Mahagoni und Zuchten — echtem Zuchten — und dann weiter, Gentlemen, hier — sehen Sie — eine selbstrotierende, drehbare Doppeltreppe, die in den Baderaum führt — mit großem Schwimmbassin in pompejanischer Fayence, Marmor und versilbertem Nickel, mit Ventilatoren, Massageapparaten usw. . . Dann weiter, meine Herren — pneumatischer Aufzug durch alle acht Decks zu einem Tennisplatz mit automatischem Sonnensegel und Diwanen, Hängematten und Palmen. Der Balkon, den Sie hier sehen, ist für das Orchester bestimmt — fünfzig Mann, alles Solisten! Und hier, meine Herren —

— Großartig! Gigantisch! Ueberwältigend! fiel hier Herr Roth ein und erhob sich.

— Ueberwältigend, großartig, gigantisch! murmelten die beiden Fremden und richteten sich auf.

Herr Ranch suchte mit den Armen und griff sich in die Armlöcher, um seine Manschetten hochzuziehen.

— Einen Augenblick, Gentlemen, einen Augenblick! rief er. Bitte, folgen Sie mir. . .

— Der Schornstein! klüfferte insgeheim Herr Swanson und krümmte hinter dem Rücken seines Chefs den Rücken wie ein Kater.

— Gewiß, ja, rief entzückt Herr Ranch, — der Schornstein! . . . Sehen Sie bloß . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Hexenkind.*)

Von Ricarda Huch.

In einem dunklen, feuchten Vorfrühlingsstage des Jahres 1649 kam in Aachen ein Schöffe in den Turm, wo die Gefangenen verwahrt wurden, um die Rechnung zu begleichen, die der Turmwart für Verköstigung der Gefangenen und andere Auslagen eingereicht hatte. Er war neu in seinem Amte, runzelte die Stirn und rügte die Verschwendung des Turmwarts, die zumal in so bösen Zeiten gefährlich sei. Die Malesikanten wären nicht eingesperrt, um mit Hafereis und sauberer Wäsche ein Freudenleben zu führen, sondern um durch Kreuz und Stend gebessert und womöglich dem Höllenraden entrissen zu werden.

Der Turmwart entschuldigte sich, er sei über die Vorschriften der alten Zeit nicht hinausgegangen, wonach den armen Leuten Hafereis und auch Hie und da ein sauberes Hemdlein oder Bett gestattet wäre.

Vorschriften aus alter Zeit! rief der Schöffe. Die Menschen würden täglich frecher und lospaster und würden zuletzt rauben und morden, nur um ein Plätzchen im Turme zu bekommen. Die Stadt könne es nicht erlauben, so viele gottlose Bäuße zu fällen.

Der Turmwart erwiderte, das könnten die Herren draußen leicht sagen, aber wenn man mitten darin säße und das Winseln und Jammern hörte, so könne man sich des Erbarmens nicht immer entschlagen.

Da gleichzeitig aus einem Nebenraume durchdringendes Geschrei ertönte, öffnete der Schöffe die Tür, um zu sehen, was das wäre, und stand erstaunt vor einem seltsamen Schauspiel, dessen Bedeutung er sich nicht sogleich zu erklären wußte. Vier bis fünf Kinder umtanzten ein blaßes, mageres Geschöpf, das nur mit einem Kittel bekleidet war, und hielten ihm eine Brotrinde hin,

*) Aus dem dritten Bande der historischen Dichtung „Der große Krieg in Deutschland“, der demnächst im Insel-Verlage erscheint.

nach der es haßte, soweit die Kette ihm Spielraum gab; stolperte oder fiel es etwa gar, von der Kette im Laufe zurückgehalten, so brachen die Kinder in ein triumphierendes Geheul aus und verwickelten die hingehaltene Lockspeiße selbst. Auf die Frage des Schöpfen, was das vorstellte, und was für eine verwilderte Kreatur das sei, erklärte der verlegene Turmwart, das sei das Hexenkind, das vor vier Jahren zum Feuertode verurteilt, aber dazumal nicht verbrannt worden sei, weil die Richter geurteilt hätten, vor dem zwölften Jahre dürfe ein Kind nicht als Zauberer oder Hexe justifiziert werden. Es sei also beschloffen, daß es im Turme verwahrt werden solle, bis es zwölfjährig und damit zur Strafe herangewachsen wäre. Wie es dann im Winter bei der großen Kälte so jämmerlich geweint hätte, habe seine Frau sich des Waisentandes erbarmt, und sie hätten es in ihre Wohnung genommen, was auch vom Rat gestattet worden sei.

Der Schöffe sagte, er müsse sich sehr verwundern, daß ein guter katholischer Christ eine schädliche Hexenbrut bei seinen Kindern leiden möchte; sie könne ja seine Kinder die Hexerei lehren oder sonst unversehens dem Teufel überantworten.

Nein, das sei nicht zu befürchten, sagte der Turmwart. Das arme Kind sei schon wie ein Vöglein, tue keinem was zuleide, seine Kinder vertrieben sich die Zeit damit, und er habe kein anderes Bedenken, als daß seine Rangen es oft zu arg mißhandelten. Bei diesen Worten verfehlte er seinen Kindern schnell ein paar kräftige Maulschellen, was sie bewog, sich schreiend unter das Bett zu verkrüechen.

Wann denn das Kind das zwölfte Jahr erreicht haben würde, erkundigte sich der Schöffe.

Der Turmwart sagte, er wisse es nicht genau, glaube aber, es möchte bald so weit sein.

Dem Aussehen nach, meinte der Schöffe, könne es nicht mehr als sechs zählen.

Es sei an der Kette nicht so recht fortgekommen, sagte der Turmwart.

„Der Teufel wird auch seine Hand im Spiele haben,“ sagte der Schöffe und ging fort, um dem Gericht anheimzugeben, daß der Fall in Ordnung gebracht würde.

Es zeigte sich, daß das Kind das zwölfte Jahr kürzlich erreicht hatte und daß also der Exekution nichts mehr im Wege stand; die Richter zweifelten nur, ob dieselbe sofort vorgenommen werden oder eine nochmalige Untersuchung vorhergehen sollte. Da aber das Urteil damals schon gesprochen und nie aufgehoben war, auch bei Kindern von Hexen, da das Fruchtlein gemeinlich nicht weit vom Stamme falle, das orimen (Verbrechen) als angeboren vorausgesetzt werden könne, einigte man sich dahin, dem Kinde nur noch ein paar schädliche Fragen vorzulegen und es dann ohne Federlesen auf den Scheiterhaufen zu expedieren, da es der Stadt ohnehin schon soviel gelöst hätte. Einer der Herren meinte, das arme Turm könne nicht viel Anheil anrichten; allein, da man ihm entgegenhielt, wenn man es freilasse, würde doch nur eine Bettelbirne aus dem Kinde werden, da es ja keine Mutter hätte und die Verwandtschaft nichts von ihm würde wissen wollen, beschied er sich.

Gleich am folgenden Tage begaben sich zwei Richter in den Turm, setzten sich vor das angefettete Kind und fragten, ob es wisse, daß seine Mutter eine Hexe gewesen sei. Das Kind sah die Herren eine Weile groß an, allmählich zog ein Lächeln über sein Gesicht und es nickte, worauf die Herren sich einen bedeutsamen Blick zuwarfen und spöttisch auslachten. Ob seine Mutter es oft mit zum Tange genommen hätte? fragten sie weiter. Das Kind nickte mit glänzenden Augen. Als einzige Erinnerung von den Verhören, die vor Jahren stattgefunden hatten, war ihm das nächtliche Tansen geblieben, von dem so viel die Rede gewesen war, und in ihrer langen dunklen Einsamkeit hatte es sich ein liebliches Bild von der Mutter gemacht, wie sie auf duftender Wiese einen Reigen mit ihm tanzte. Neht hätten sie den Braten gerochen, sagten die Herren zu dem unruhig wartenden Turmwart, mehr bedürfe es nicht, seine Frau solle das Kind für den folgenden Morgen herkrüechen.

Als das aufgehende Licht in das Turmstübchen fiel, nahm die Frau das Kind auf den Schoß, zog ihm ein sauberes Kittelchen an und kämmte ihm die Haare, wobei sie zuweilen eine Träne wegwischte, die darauf fiel. Das Kind streichelte ihre tätigen Hände und ihr trauriges Gesicht und warf zuweilen einen ängstlich erstaunten Blick nach den Kindern, die heute so still waren. „Komme ich jetzt zu meiner Mutter,“ fragte es, „und werden wir zusammen tanzen?“ Die Frau legte ihre Hand auf des Kindes Kopf und sagte, ja, es solle nur getrost sein, es werde jetzt die liebe Sonne sehen, und seine Mutter erwarte es im Himmel.

Als sie ins Freie traten, schauderte die Kleine zuerst und bedeckte die Augen mit den Händen; aber allmählich, während sie zwischen den Turmwartsleuten sitzend auf dem Karren durch die Stadt fuhr, gewöhnte es sich, hielt die dünnen Hände in das Licht und sah zu, wie die frische Luft ihre Haare hob. Es waren nicht viele Zuschauer in den Straßen; denn seit mehreren Jahren hatten keine Hexenbrände mehr stattgefunden, und dieser vereinzelt Fall war nicht recht bekannt geworden. Auch von der Richterschaft waren zur Ersparnis der Tagelöhner nur wenige da, und die Holzhitte, in der das Kind verbrannt werden sollte, war klein, weil das Holz teuer war, und die Stadt die Kosten tragen mußte.

Beim Anblick der Wiesen, die sich vor dem Tore ausbreiteten, stieß das Kind einen schwachen Freudenruf aus; denn es glaubte

den Schauplatz seiner schönen Träume vor sich zu sehen. Voll staunenden Entzückens deutete es mit der Hand auf die gelben Blumen, die wie Strahlenbüschel aus der Erde schossen, auf eine Schafherde, die am Rande des freien Platzes hinging, und auf die Holzhütte, an die ein paar Männer Feuer anzulegen beschäftigt waren. „Ist da meine Mutter?“ fragte es. Der Turmwart und seine Frau weinten und vermochten nur zu nicken; laut schluchzend sahen sie der kleinen weißen Gestalt nach, wie sie unsicheren Schrittes, zaghaft und feierlich, über das Gras hinging und in der qualmenden Hitze verschwand.

Aus der Wirtschaftsgeschichte der Oper.

Die Oper ist kein Volksgewächs wie das Drama, sondern das verwöhnte Luxusgeschöpf freigebiger Fürstenlaune und einer üppigen Kultur. Daher spielt das Geld hier eine höchst wichtige Rolle. Nicht wie in den alten Mysterien- und Fastnachtsspielen treten ein paar wackere Bürger zusammen, um ohne viel Kosten ihr Stück zu agieren, sondern dieser blendende Zwitter aus Gesang, Musik und Tanz, diese Fee von Ausstattungspracht und Dekorationswundern, dieser Tummelplatz gröbentwahniger Kastraten, leidenschaftlicher Primadonnen und berühmter Tänzer macht ungeheure Aufwendungen notwendig, verschlingt Millionen. Den „metallischen Unterfang“ der Operngeschichte, der in diese „Kunst der Widersprüche“ nicht selten die greßten Disharmonien hineingestellt, betont Prof. Oskar Die in seinem großen Werk „Die Oper“, das er im Verlag von S. Fischer, Berlin, soeben erscheinen läßt und in dem er die Entwicklung und die Hauptwerke dieser faszinierendsten aller Theaterkünste an uns vorüberziehen läßt.

Die Fürsten und die Höfe waren es, die zuerst dem späten Kinde des Dramas, der Oper, diesem glänzenden Phönix, prachtvolle Nester bauten. Nur in Italien, in ihrer Heimat, war sie und blieb sie eine eigentliche Volksliebhaberei. Nach den ersten Versuchen in den Palästen der Adligen wird im alten Venedig schon 1637 das früheste Opernhaus San Cassiano gegründet, 1639 folgt die Oper S. Giovanni e Paolo, 1641 S. Rosé; sie werden immer nach den nabeliegenden Kirchen benannt. Bis 1699 werden 18 Operntheater errichtet, wovon 8 mitunter gleichzeitig bestehen. Die Leute sitzen mit Wachskerzen über den schön gedruckten Textbüchern, die heute — mit ihren Wachsfloden — bibliophile Kostbarkeiten ersten Ranges sind, und säßeln sich im Theater ganz zu Hause. Diese enge Beziehung führt dann zu den ersten Abonnements. Die Mailänder Oper, die berühmte Scala, hat im 18. Jahrhundert einen Stamm von 30 Subskribenten; die übrigen Plätze werden vermietet. In Deutschland entsteht eine solche bürgerliche Oper mit Abonnenten in Hamburg; der Subskribent zahlt dort 1727 25 Taler. Aber die Hamburger wollen mit den Fürsten wetzeln; sie geben 15 000 Taler für die Dekoration eines Salomotempels aus — ihr angestellter Komponist, der berühmte Telemann, erhielt nur 300 Taler — und so ist der Strich bald unvermeidlich.

Wie die Oper ihre Kinderstube in den italienischen Adelspalästen gefunden hatte, so bleibt auch weiter hauptsächlich ihre Pflege dem aristokratischen Mäcenatentum vorbehalten. Auf Priattheatern wird sie bis ins 19. Jahrhundert hineingegeben. Auch reiche Grandseigneurs können sich solchen Luxus leisten; so fand z. B. beim Fürsten Doltowitz 1809 eine italienische Aufführung von Paers' „Camilla“ statt, bei der der Fürst selbst den Schloßvogt gab und sein eigenes Orchester spielte. Im allgemeinen aber war die Oper die eigentliche Liebhaberei der Herrscher. Leopold I. komponiert fast zu jeder seiner Wiener Opern ein paar Nummern hinzu; sein Sohn Karl VI. stellt sich an die Spitze des Orchesters und dirigiert die „Elisa“ von Fug. Friedrich II. von Preußen begleitet die zu engagierenden Sänger häufig beim Probefingen, sitzt bei der Aufführung hinter seinem Dirigenten und verfolgt mit ihm die Partitur. Solche Opernfreunde waren denn auch bereit, die größten Opfer zu bringen. In Dresden betrug 1718 die Ausgaben für die italienische Oper über 45 000 Taler, wovon ein Virtuosenpaar, Letti und seine Frau, 10 000 erhielten. Der berühmte Haffe und seine Gattin, die große Sängerin Faustina Vordoni, werden mit 6500 Talern Jahresgehalt und Reiseurlaub nach Dresden berufen. Der Glanz des gesellschaftlichen Lebens, den der Fürst in den Opernvorstellungen konzentriert, muß einen kostbaren Rahmen haben. Das Berliner Opernhaus ist das bestbeleuchtete. In Pest kommt auf den Platz 4000 M. Verkaufte. Das Wiener Opernhaus kostet 10 Millionen, das Pariser 30 Millionen. Auch als nach einem langen Kampf gegen den Fürsteneinfluß im 19. Jahrhundert das zahlende Publikum in der Wirtschaftsgeschichte der Oper der entscheidende Faktor wird, opfert es für keine andere Schaustellung so große Summen.

Bei den Gossfestspielen war zunächst die W i l h e l m s s t a t t u n g mit ihren Maschinen und verblüffenden Szenenwundern das teuerste gewesen. Dann folgt die Steigerung der U s g a b e n für S ä n g e r und Dirigenten. Eine altitalienische Primadonna erhält ungefähr 1000 M. für die Karnevalsaison. Der Kastrat Farinelli wird von Philipp V. von Spanien für 50 000 Fr. jährlich angestellt, ihm jeden Abend zur Erheiterung seines Gemüts dieselben vier Arien vorzu-

singen. Der Kastrat Caffarelli, der Ludwig XV. Vorschriften über die Geschenke machen durfte, die er ihm zu geben habe, kauft sich von seinen Ersparnissen ein Herzogtum. In den Zeiten der Paris-Londoner Glanzoper steigen die Gagen ungeheuer. Rubini, der erst ein Schneider und dann der berühmteste Tenor, der Caruso seiner Zeit war, erhält in London 156 000 M. die Caïon, Titiens in Neapel 1862 für 8 Aufführungen 16 000 M. Die Giulia Grifi bekam schon für einen Abend 4000 M. und Caruso erhält heute mehr als 10 000 M. Sehr langsam stiegen die Dirigenten. Koch 1858 hat der erste Kapellmeister von Drurylane 160 M. monatlich, Costa bezieht 1875 schon 1000 M. und Richard Strauß bekam für die Leitung der „Elektra“ in Cobent Garden ein kleines Vermögen; die fünf Londoner „Elektra“-Aufführungen kosteten über 150 000 M. Am spätesten sehen sich die Autoren an den reich beladenen Tisch der Oper. Nach einer alten Statistik über das Theater in Bologna belief sich das Verdienst des Komponisten Jommelli bei 27 Aufführungen seiner Oper „Eumene“ auf 900 Lire, das des Sängers Appiani auf 3400. Es galt schon als ein Nebenhonorar, wenn das altvenezianische Theater S. Cassiano Cavalli für eine Oper ungefähr 2500 Frank zahlte. Der große Metastasio erhielt als Hofpoet in Wien 600 Louis-d'or, Stück jährlich 2000 Gulden. Als der Opern-Großunternehmer Barbaja dem Rossini für zwei Opern 12 000 Lire versprach, galt das für ein ungeheures Angebot. Doch Reherbeer setzte dann die Tantiembeteiligung durch und nun wurde das bisher übliche Opernhonorar von 50 bis 100 Talern lächerlich. Richard Strauß' Verlags-einnahme, die Tantieme nicht miteingerechnet, beträgt das Fünffache. Während man 1700 die Pariser Oper mit einer Armenabgabe belastete und ihr dafür die Einnahmen der Opernbälle gab, bedarf heute wohl jedes große Operninstitut trotz der gewaltig gestiegenen Billettpreise namhafter Zuschüsse.

Kleines feuilleton.

Orchideen-Ausstellung. Seit dem Freitag sind im Abgeordnetenhaus in der Prinz-Albrecht-Straße abermals Tausende von Orchideenblüten zu einer Schau vereinigt, die am Sonntag zum letzten Male besichtigt werden kann. Diese Ausstellungen, die die Deutsche Gartenbau-Gesellschaft veranstaltet, folgen einander, und sie gleichen einander auch nicht wenig. Immerhin bietet die gegenwärtige Schau etwas Neues, denn sie zeigt nicht bloß, wie diese Tropenblüher blühen, sondern auch, wie sie werden. Außerst unscheinbar sind die Samen dieser Pflanzen, die wir hier in Glasröhren (aus der Sammlung des Geheimrats Hammerschmidt) wie ein feines Pulver vor uns liegen sehen. Aus den Standorten dieser exotischen Pflanzen, die in der Regel auf der Vorke von Bäumen hoch über dem Erdboden wachsen (ohne aber Schmarotzer zu sein), vermag der Wind diese feinen Samen weit hin zu verbreiten. Daß diese Pflanzen trotzdem nur selten in Menge auftreten, hängt nicht bloß mit ihren besonderen Ansprüchen an den Standort, sondern mit noch weitergehenden an einen bestimmten Lebensgefährten zusammen. Die aufgefleimten Pflänzchen entwickeln sich nur dann weiter, wenn sie mit bestimmten Pilzen zusammenreffen. Beide gehen dann eine enge Lebensgemeinschaft ein, und sehr wahrscheinlich sind es in erster Linie die benötigten Stickstoffverbindungen, die der Pilz der Orchidee fabriziert.

In der Ausstellung kann man verfolgen, wie diese Entdeckung verwertet wird. Ganz wie bei Bakterien wird der Pilz in Kulturen gezüchtet, und auf dem mit dem Pilz infizierten Untergrund werden die Orchideensamen ausgelegt. Man kann alle Stadien bis zur blühenden Pflanze verfolgen, ohne die Mühe zu erkennen, die der Gärtner hat, bis diese teils bizarren, teils wunderbaren Kinder Floras sich ihm lohnend entfalten — oft vergehen viele Jahre darüber.

Neben dem Gros der Cattleyen, Cypripeden und anderen häufigen Formen sieht man, wie alljährlich, auch neue Farben und neue Formen. Wohl die merkwürdigste aller dieser Blüten ist eine, die ganz allein zwischen anderen steht, fast unauffällig verborgen. Sie hat die Form eines fliegenden Schmetterlings und auch die langen Fühler fehlen nicht. Sie versetzt den Beschauer in richtige Märchenstimmung. . . .

Wolfswirtschaft.

Die Herrschaft des indischen Tees. Die Zeiten, in denen der chinesische Tee eine Alleinherrschaft auf dem Weltmarkt ausübte, sind längst vorüber, und gar der Karawanentees, der noch vor einigen Jahrzehnten Königsberg zu einem der wichtigsten Teehandelsplätze Europas machte, ist in seiner Bedeutung weit gesunken. Es wäre auch ein Irrtum zu glauben, das alles, was chinesischer Tee heißt, sofern es überhaupt wirklich aus China kommt, von besonderer Güte ist. Auch die Chinesen selbst begnügen sich, von den oberen Behtausend abgesehen, mit recht minderwertigen Sorten und gebrauchen sogar mancherlei Ersatzmittel, die von anderen Pflanzen stammen. Immerhin ist der Teeverbrauch in China ein so großer, daß schon dadurch der Ausfuhr bestimmte Grenzen gezogen sind. Britisch-Indien, das erst vor 40 Jahren in die Reihe der teerzeugenden Länder eingetretten ist, hat China in der für den Weltmarkt verfügbaren Produktion bereits weit überflügelt, namentlich wenn die Insel Zeylon eingerechnet wird. Im letzten Jahrzehnt ist die

Schach.

Unter Leitung von E. Klavin.

Unser Turnier: Motto „Karo“.

a b c d e f g h



2+ (189-340 1)

Steigerung der indischen Teeerzeugung besonders groß gewesen. Zu Anfang des Jahrhunderts lieferte Britisch-Indien 160 Millionen, die Insel Zeylon dazu 180 Millionen Pfund, China dagegen nur 220 Millionen. Im Jahre 1912 dagegen hat die Teeernte in Britisch-Indien ohne die Insel Zeylon schon nahezu 300 Millionen Pfund erreicht, wovon der weitaus größte Teil ausgeführt wurde. Seit dem Jahre 1885 hat sich die mit Tee bepflanzte Fläche in Indien mehr als verdoppelt; sie belief sich im letzten Jahre auf rund 280 000 Hektar. Der Gewinn der Pflanzungen ist aber in derselben Zeit noch um einen viel größeren Betrag angewachsen und hat sich mehr als verdreifacht. Rund zwei Drittel der indischen Teeernte entfällt auf die Provinz Assam an der Grenze von Hinter-Indien, wo allein fast 200 Millionen Pfund geerntet wurden. An zweiter Stelle steht Bengalen, an dritter die Präsidentschaft Madras. Auch in Birma wird etwas Tee gezogen, aber nur zur Verwendung als Gewürz. Mehr als zwei Drittel der ganzen Teeausfuhr Indiens richtet sich nach Großbritannien, der Rest geht nach Rußland, Kanada und Australien.

Physikalisches.

Was man an einem Drehkreisel studieren kann. Tief in der menschlichen Natur liegt die Neugier nach dem Gewöhnlichen. Was das Wasser ist, hat man viel später erfahren als die Geheimnisse der Neuen Welt. Und doch ist das Gewöhnliche nur scheinbar das Einfache. Unter dem Mantel der Einfachheit birgt es öfters Spiel und Widerspiel der Kräfte, wie es komplizierter nicht gedacht werden kann.

Ein derartig verzwickter Geselle ist unser allbekannter Drehkreisel, den unsere Jungen so gerne haben und über den ein Engländer, John Perry, ein ernst-lustiges Büchlein geschrieben hat (John Perry, Drehkreisel; deutsch von A. Walzel. Verlag W. G. Teubner. 2. Aufl. 1913. Das prächtig ausgestattete Bändchen kostet 2,40 M.; wir würden gern eine einfachere, dafür aber eine billigere Ausgabe begrüßen). Wer hat ihn nicht tangen und springen sehen? Ihm hinter die Schliche zu kommen, ist aber eine Aufgabe, der nur die moderne theoretische Physik gewachsen ist. Nur sie, in Verbindung mit der heutigen Technik, hat es vermocht, den Kreisel zur Konstruktion eines verbesserten Kompasses, ferner für eine Vorrichtung zur Verminderung von Schiffsschwankungen und schließlich für die Einschienenbahn nutzbar zu machen.

Aber mehr noch als diese praktischen Anwendungen des Drehkreisels sind die mannigfaltigen Ähnlichkeiten zwischen ihm und ganz andersartigen Naturerscheinungen der Beachtung und des Nachdenkens wert. Was flüssig und fest, was weich und steif ist, scheint ganz sicher zu stehen. Es sind das gewisse Eigenschaften der Körper, die in der Beschaffenheit des Stoffes selbst wurzeln. Wie sonderbar ist es dann zu erfahren, daß ein dünnes Papierblatt durch Drehbewegung hart, ein weicher Put steif, ein rohes Ei starr wird. Mauchringe in heftiger Wirbelbewegung gleichen geschleuderten festen Kugeln. Was Wunder dann, daß die theoretische Physik den Spieß umdreht und die Wirbeltheorie der Materie konstruiert, nach der die gesamte materielle Welt aus sich heftig drehenden Kreiseln besteht?

Ebenso sicher wie in die unendlich kleine Welt der Atome, führt uns der Drehkreisel in die astronomische Welt der Sonnen und Planeten. Unsere Erde ist ein Riesenkreisel, und ein Kreisel ist es wiederum, der uns die Tatsache der Achsendrehung der Erde mit unerschütterlicher Sicherheit beweist. Dank seiner wunderbaren Eigenschaft, die Lage der Drehungsachse unverändert zu erhalten, zeigt der Kreisel die Drehung des Zimmers, in dem er frei aufgehängt ist, an. Eine andere Aufstellung des Kreisels läßt seine Achse sich beharrlich gegen den Nordpol wenden. In dieser Eigenschaft als Kompaß spielt er bereits eine große Rolle in der Schifffahrt. Auf den modernen Schiffskolossen, wo große Mengen von Eisen und Stahl die Anwendung des gewöhnlichen Magnetkompasses sehr erschweren, ist er bereits unentbehrlich geworden.

Ganz wunderbares Licht verbreitet das Studium des Drehkreisels über jene Erscheinungen in unserem Planetensystem, die unter dem Namen der Präzession (Vorrücken) und Nutation (Nicken) der Erde bekannt sind. Die allgemeinen Erscheinungen des Vorrückens der Erdachse in einer kegelförmigen Fläche während eines Zeitraumes von 26 000 Jahren, sowie der Schwankung der Erdachse während einer Periode von 19 Jahren — beide für die Mechanik des Himmels so unendlich wichtigen Tatsachen lassen sich mit größter Bequemlichkeit an einem simplen Kreisel studieren.

Aber nicht nur die Bewegungserscheinungen sichtbarer wie unsichtbarer Körpermassen beleuchtet uns die Theorie des Kreisels. Sie bringt in das Gebiet des Lichtes, des Magnetismus und der Elektrizität ein. Die Erscheinungen des magnetischen und elektrischen Feldes, der Lichtpolarisation werden durch die Analogie mit den Kreiselsprüngen anschaulich, gewinnen Fleisch und Blut. Ja, es ist zweifellos, daß eine mechanische Deutung dieser Erscheinungen ohne Kreiselttheorie überhaupt unmöglich ist.

Wir haben hier bereits eine Menge von Tatsachen genannt, die im Zusammenhang mit dem Drehkreisel stehen. Das Büchlein von Perry bringt noch mehrere. Und, was das wichtigste ist: es schildert mit unnachahmlicher Klarheit die Experimente, wodurch dieser Zusammenhang anschaulich vor Augen tritt. In dieser Art des Erzählens, das Velehrung mit Genuß verbindet, reißt es sich würdig den berühmten populären Vorträgen von Faraday und Tyndal an.

B. Th.

Schachnachrichten. Der Berliner Arbeiter-Schachklub veranstaltet vom 16. November, vormittags 10 Uhr an in den „Königsälen“, Neue Königstr. 26, ein kostenloses Schachturnier für Nichtmitglieder. Für den Sieger sind Väterpreise vorgesehen. Meldungen sind an die Turnierleitung (ebendort) zu richten. Im gleichen Lokal beginnt am 26. November unter Leitung des Vorstandes ein Unterrichtskursus, der von 10 Uhr vormittags bis 1 Uhr nachmittags stattfindet.

Als wir vor kurzem die Organisation des bevorstehenden Meisterturniers in Havanna 1914 mit der üppigen Dotierung erwähten, die aus Steuergeldern von der kubanischen Regierung bewilligt wurde, ließen wir eine weitere Mitteilung derselben Quelle außer Betracht. Diese besagte: Um ihrem Günstling, Schachmeister Jose Capablanca die Kosten der weiten Hin- und Rückreise nach Petersburg zu ermöglichen, wollest noch vor dem Havanna-Turnier auch ein großes internationales Meisterturnier (allerdings aus Privatmitteln!) 1914 abgehalten wird, soll die kubanische Regierung Herrn Schachmeister Capablanca extra zum Vizekonsul in Petersburg ernannt haben! Weil Herr Jose Capablanca nur etwa 23 Jahre alt ist, weil es in Rußland fast keine Kubaner gibt und weil die Handelsbeziehungen sich höchstens auf Import von echten Havannazigarren für die oberen Zehntausend Rußlands beschränken, hielten wir diese Nachricht für eine einfache Übertreibung und Zeitungsgente. Wir müssen jedoch unser Versäumnis nachholen, denn die Schachpalte der „Peteröb. Ztg.“ vom 10. November meldet, daß die obige Mitteilung sich vollumfänglich bestätigt.

Nachstehend bringen wir eine gut gezielte Partie des Korvettenkapitäns Max Wehrisch, der bei der Katastrophe des Marineluftschiffes vor kurzem verunglückte. Er war ein starker Kieler Schachamateur (Hauptturnier B. 1912 in Breslau). Es war die einzige Partie, die Weltmeister E. Lasker bei einer Simultanvorstellung von 80 Partien am 17. November 1912 in Berlin verloren hatte.

Skandinavisch.

Dr. Em. Lasker.	M. Bohnisch †.
1. e2—e4	d7—d5
Ungünstig. (e6!)	
2. e4×d5	Sg8—f6
Auf 2. ... D×d5; 3. Sc3, Da5;	
4. d4, Sf6; 5. Sf3, Lg4; 6. h3!	
(Lasker) 6. ... Lh5; 7. g4, Lg6;	
8. Sc5 zc. (Droht Sc4) ist nicht	
günstiger.	
3. c2—c4	...
Angriffreicher ist 3. d4!, S×d5;	
4. c4 zc. mit Entwicklungsvorsprung.	
3. ... c7—c6!	
4. d5×c6	...
Auf hier ist d2—d4! stärker.	
4. ... Sb8×c6	
5. Sb1—c3	e7—e5
6. d2—d3	Lf8—c5
7. Le1—e3	Sc6—d4
8. Sg1—f3	Sf6—g4!
9. Le3×d4	...
In Betracht kam mit 9. Le2, S×f7;	
10. L×S, S×L; 11. f×e3, L×e3;	
12. De2 zc. den Bauer für Temp	
herauszugeben.	
9. ... e5×d4	
10. Sc3—e4	Lc5—b4†
11. Sf3—d2	0—0
12. Lf1—e2	...
Vorzuziehen war a2—a3. Der	

Simultanspieler übersteht die seine Entgegnung des Partners.

12. ...	Sg4—e3!
13. f2×e3	d4×e3
14. 0—0	e8×d2
15. Se4×d2?	...
Hier war a2—a3! geboten.	
15. ...	Dd8—d4†
16. ...	Dd4×b2
17. Sd2—e4	Db2—d4
18. Ta1—b1	a7—a5
19. Tf1—f4	f7—f5!
20. Dd1—b3	Le8—e6
Nicht 20. ... f×e4? wegen 21. c5†	
nebst event. T×T.	
21. Se4—g5	Dd4×f4
22. Sg5×e6	Df4—e5
23. Se6×f8	De5×e2
24. Sf8—d7	Lh4—e1
Auf Ta8—d8 genügt.	
25. c4—c5†	Kg8—h8
26. h2—h3	Dd2—f1†
27. Kh1—h2	f6—f4
28. Tb1×e1!	De2×e1
29. d3—d4	...
Auf 29. D×b7 folgt 29. ... Dg3†;	
30. Kg1, Te8; 31. Se5, De1† und D×S.	
29. ...	De1—g3†
30. Db3×g3	f4×g3†
31. Kh2×g3	Ta8—d8
Aufgegeben.	